

Hotelfachschule absolvierte. Mit seiner Frau, einer Steirerin, gründete er in Wien eine Familie. 2000, als die Kinder zwölf und sechs Jahre alt waren, eröffnete Mwene auf der Taborstraße sein erstes eigenes Restaurant: das *Jambo*. Ein Besuch des damaligen Austria-Wien-Spielers George Datoru gab ihm die Idee, erinnert er sich, Philipp zu einem Probetraining anzumelden. «Ich wollte nicht, dass er seine Zeit mit PC-Spielen oder anderem vergeudet», sagt Mwene.

Träume und Realismus. Dass der siebenjährige Philipp im ersten Training den Ball minutenlang am Fuß führte und dabei das Tor unbeachtet ließ, irritierte Vater John ebenso, wie es dem Nachwuchstrainerstab imponierte. Philipp setzte sich auf der Position des rechten Außenverteidigers in den Folgejahren immer wieder gegen seine Konkurrenten in den Juniorenmannschaften der Austria und des Nationalteams durch. Dennoch forderten die Eltern Realismus und gute Schulnoten ein, zumal sich ihnen die Zerbrechlichkeit von Träumen unlängst offenbart hatte. Nach ständigen Anwohner_innenbeschwerden und Polizeikontrollen hatte Vater John 2005 das *Jambo* und 2006 das neu gegründete *Hakuna Matata* aufgegeben. Dass sein Sohn sich einmal als Fußballprofi würde ernähren können, hielt er für unwahrscheinlich. «Als nach einem Spiel der U-16-Nationalmannschaft die Scouts vom VfB Stuttgart mit uns reden wollten, habe ich mir zum ersten Mal gedacht: Das kann was werden», sagt Mwene. Inzwischen glaube er, wird er später sagen, sein Sohn habe neben der Arbeitsdisziplin Talent für alles. «Abgesehen von der Musik.»

Gerade die zermürbenden Jahre in Stuttgart hätten ihn Zurückhaltung gelehrt, sagt Philipp Mwene, der am Tisch Platz genommen hat. «Wichtig ist, für sich selbst eine Balance zu finden: nicht den Kopf hängen zu lassen, wenn es einmal schlecht läuft, und nicht abzuheben, wenn gerade alles funktioniert.» 2013 kam er im Amateurtteam des VfB unter, in dem er sich für die Kampfmannschaft zu empfehlen hoffte. Stattdessen stand Mwene nach drei Jahren vor dem Abstieg in die vierte deutsche Liga. Sein damaliger Berater, der ihm diverse Wechseloptionen in Aussicht stellte, erwies sich als unzuverlässig. «Ich habe lange nicht gewusst, wo und ob es weitergeht», sagt er.

Vorbildfunktionen. Tayfun Korkut, Cheftrainer des 1. FC Kaiserslautern, der Mwene aus seiner Stuttgarter Zeit kannte, holte ihn schließlich in die Pfalz. Eigentlich als Ersatz eingeplant, etablierte sich die neue

Nummer 21 schnell als Stammkraft. Auch wenn Mwene den Abstieg der Lauterer in der vergangenen Saison nicht verhindern konnte, weckte sein persönlicher Spieleinsatz das Interesse der Konkurrenz. Schon im April lagen mehrere Angebote deutscher Zweitligisten vor, auch Rapid fragte an. Für die Unterzeichnung eines Dreijahres-Vertrags beim 1. FSV Mainz 05 sprachen aus Mwenes Sicht die Erstligazugehörigkeit und das, was er eine familiäre Atmosphäre nennt. Dass ihm Cheftrainer Sandro Schwarz keine Spielgarantie ausgesprochen hat, habe er selbstverständlich hingenommen. «Ich muss meinen Stärken vertrauen», sagt Mwene. «Natürlich bleibt das große Ziel, in die österreichische A-Nationalmannschaft einberufen zu werden. Zuerst geht es aber darum, Einsatzminuten in der Bundesliga zu bekommen.» Vater John hat sich derweil einen weißen Spritzer bestellt. «Ich feiere immer noch», sagt er.

Im Frühjahr hat John Mwene auf der Taborstraße einen afrikanischen Friseursalon eröffnet. Da er nach seiner letzten Geschäftsaufgabe 2006 keine längerfristige Anstellung in der freien Wirtschaft mehr gefunden hatte, war er schließlich als Kellner und Küchenchef ins *magdas*-Programm der Caritas eingestiegen. Auch dort hat man schließlich einige Stellen streichen müssen. «Für die nächste Generation hat sich zum Glück einiges zum Guten verändert», sagt Mwene, der den Vereinswechsel seines Sohnes auf Facebook mit den Worten «Half Kenyan in der Deutschen Bundesliga!» kommentierte. Dass der im März von einem Gegenspieler wiederholt rassistisch beleidigt wurde, hofft der Vater noch als unangenehmen Einzelfall verbuchen zu können. Komisch sei an dem Vorfall vor allem, sagt Philipp Mwene, dass er kurz zuvor von Kaiserslautern als Aushängeschild einer ligaübergreifenden Anti-Rassismus-Kampagne bestellt worden war.

Während Vater Mwene seinen Sohn in der laufenden Saison begleiten will, bemühe dieser sich, Mutter und Schwester regelmäßig in Wien zu besuchen. «Je weiter es nach oben geht, desto seltener ist das möglich», sagt er. Restaurantbesitzer Pallikunnel, der den bestellten Mango-Lassi persönlich serviert, zeigt dafür nur begrenzt Verständnis. Bei einem Straßenfest im Sommer habe er Philipp den mit 200 Euro dotierten *Prosi Excellence Award* zur Würdigung seiner integrativen Vorbildfunktion verleihen wollen. Der Ausgezeichnete werde aber nicht anreisen. Dabei kenne er, Pallikunnel, Vater und Sohn, schließlich schon ewig. Außerdem gebe es tolles Essen.

AUSWURF

Männerstimmen

«**S**exismus im Tennissport?», fragte Florian Madl, Leiter des Sportressorts der *Tiroler Tageszeitung*, am 10. September in einem Leitartikel ungläubig. Die Erklärung, warum sich Serena Williams im diesjährigen US-Open-Finale zu Unrecht beim Schiedsrichter über systematische Ungleichbehandlung beschwert habe, folgte auf dem Fuß: «Wie sonst kaum wo wird bei Grand-Slam-Turnieren darauf geachtet, dass Frauen bis hin zum Preisgeld derselbe Stellenwert eingeräumt wird.» Richard Oberndorfer, ein weiterer Mann in sportlicher Leitungsposition, verlautbarte in den *Salzburger Nachrichten*, für das Verhalten der Spielerin auf dem Platz gebe es bisweilen «keine Entschuldigung».

Befragen wir zum Thema Ungleichbehandlung noch Philip Bauer, Sportchef des *Standard*, der bei den heurigen French Open eine Trainingseinheit von Williams kurz nach ihrer Babypause besuchte. Dort stellte er fest: «Eine Schwangerschaft ist freilich keine Verletzung, wird von der International Tennis Federation aber nicht anders behandelt.» Auffällig ist durchaus, dass sich von den 18 Artikeln, die Bauer in Paris verfasste, nur dieser eine um eine Frau drehte.

Es geht nicht um einen blinden Geschlechterkrieg



Der Frauenanteil in der Sportredaktion der *Tiroler Tageszeitung* liegt bei 20 Prozent, *Salzburger Nachrichten* und *Standard* verzeichnen eine Nuller-Quote.

Nun wäre der Schluss, dass in einer mit Frauen besser besetzten Redaktion automatisch mehr Feminismus herrschte, ein falscher. Frauen sind nicht immer auf der Seite anderer Frauen, Männer nicht immer auf der Seite anderer Männer. Es geht also nicht um einen blinden Geschlechterkrieg, sondern um Präsenz, um Repräsentanz und um eine diskursive Redaktionskultur. Die Einführung einer freiwilligen Frauenquote für Sportredaktionen von wenigstens 25 Prozent ist überfällig. Wer sich der nicht beugen will, soll wenigstens öffentlich dazu stehen.

Mareike Boysen

«Kennen Sie Fußball? – Frauenrollen im Sport»
Am 1. Oktober diskutiert der Verein *Wir Frauen im Sport* mit Hans Peter Trost (ORF, Sports Media Austria) ab 19 Uhr im Café Museum.